



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 19

Sonntag, den 20. Herbstmond 1930.

Nr. 19

Nordisches Gold.

Von Dr. Herbert Spruth, Berlin-Lichterfelde.

Im Zeitalter des Radios, der elektrischen Energienutzung auf allen Gebieten, besinnen sich nur wenige auf die Herkunft des Wortes Elektrizität. Es stammt von der griechischen Bezeichnung Elektron für unsern Bernstein. An diesem nordischen Gold wurden zuerst die Erscheinungen der Reibungselektrizität festgestellt. Dieser deutsche Halbedelstein gab seinen Namen her für die modernsten Erscheinungen des heutigen Lebens.

Bernstein ist zwar, mit wenigen Ausnahmen, über die ganze Welt verstreut gefunden worden. Es ist ein Irrtum, zu meinen, er käme nur in Norddeutschland vor; sogar in Australien hat man einen dem unseren sehr ähnlichen Stein aus altem Baumharz gefunden. Aber das sind verschwindende Ausnahmen. Seine eigentlichen Fundstätten waren stets das alte Preußen (Samland) und die Rüste Pommerns.

Das Gold des Nordens hat im Laufe der Jahrhunderte immer wieder die Gemüter beschäftigt. Ganze Berge von Literatur sind über seine Entstehungsgeschichte zusammengeschrieben worden. Wunderliche Theorien wurden manchmal vertreten; heutigentags hat die neuere Naturforschung seine Herkunft als versteinertes Harz einer vorgeschichtlichen Koniferenart einwandfrei festgestellt. Dies hat aber nicht vermocht, den alten Zauber, der über dem Bernstein schwebt, und den alten Volksaberglauben an die Wunderkräfte des nordischen Goldes zu beseitigen. Der Roman Meinholds Ende des vorigen Jahrhunderts, „Bernsteinhege“, wurde verschlungen. Kaiser Friedrich war begeistert, und er enttäuscht, als er von Meinhold erfuhr, daß der Roman wenig wahre Begebenheiten zugrunde lagen. Die Erzählung, die in Koserow spielt, hat gerade in den letzten Jahren mehrere Neuauflagen erlebt. Nur Zufall? Wohl nicht! Es lebt im Volke, im Unterbewußtsein die Erinnerung, welche große Bedeutung der Bernstein für die Frühgeschichte hatte. Es war das gesuchteste Handelsprodukt vieler Jahrhunderte. Auch die tatsächlichen Heilwirkungen sind seit uralten Zeiten bekannt. Nicht erst neuzeitliche Magnetisuren haben sie entdeckt.

Wenig bekannt sind die tatsächlichen Unterlagen über die Verarbeitung des deutschen Bernsteins, der für den Bedarf der Welt allein eine Rolle gespielt hat. Von hervorragender Bedeutung für den Bernstein, der am Meeresstrande gefunden, im leichtesten Wasser geschöpft, ja auch regelrecht gefischt, sogar im Küstenlande gegraben wird, waren die Zünfte der Bernsteinendreher. Die schwere Kunst, den Bernstein zu dreheln, verstanden, soweit das heute nachzuweisen ist, zuerst einige wenige Künstler in Flandern. In Brügge entstand das erste Werk solcher Kunsthandwerker. Sie arbeiteten für den Deutschen Ritterorden und für die preussischen Herzöge. Beide ließen in Brügge arbeiten, weil man dort kunstverständiger war als in Pommern. Flanderns Kultur und Kunst ist älter als die des Küstenlandes am Baltischen Meere. Ferner sprach

mit, daß Flandern damals weniger Ausland für Deutsche war, als dies heute der Fall ist. Noch vor drei Jahrhunderten waren die germanischen Sprachen sich viel ähnlicher als in unserer Zeit. An der gesamten Rüste in Reval, Riga, Lübeck, Bergen, Stockholm, Holland und Flandern konnte man sich mit dem damaligen Niederdeutsch verständigen. Die Verarbeitung des Bernsteins in Flandern hatte aber noch zwei weitere Vorteile. Zur Vermeidung von Unterschlagung von Gelegenheitsfunden wünschte man die Verarbeitung des für Kunstzwecke gesuchten Rohmaterials möglichst weit vom Fundort fernzuhalten; auch war der Export nach dem Orient von Flandern aus einfacher.

Aber das blieb nicht so. Die schon vor der Hanszeit herrschende Verbindung aller Orte der Waterkant sorgte dafür, daß die Kunst der Verarbeitung auch weiter östlich bekannt wurde. In dem späteren Vorort der Hanse, in Lübeck, entstand ein weiteres Gewerke der Bernsteinendreher oder „Paternostermaker“, wie man sie meist nannte. Am meisten begehrt waren in den katholischen Zeiten Rosenkränze (Paternoster) aus Bernstein. Die Lübecker Zunft hat keine größere Rolle gespielt. Wohl aber die erste pommersche Zunft, die in Stolp entstand. Ihre genaue Entstehungszeit ist nicht mehr festzustellen; sie existierte aber schon längere Zeit vor der Danziger, von der wir zuerst 1477 hören. Auch in Kolberg hat eine Zunft bestanden, die aber an Bedeutung niemals dem Stolper Gewerke gleichgekommen ist; ebenfalls zu Innungen, oft Leumpatern genannt, schlossen sich die Bernsteinarbeiter in Königsberg und Elbing zusammen. Ob in Köslin eine regelrechte Zunft bestanden hat, konnte noch nicht einwandfrei geklärt werden.

Wesentliches wissen wir nur aus der Zunftgeschichte der Bernsteinendreher in Königsberg und Stolp. Im 16. bis 18. Jahrhundert entwickelten sich die Zünfte von unbedeutenden Innungen zu Gesellschaften von Honorationen, die in den Städten durchaus tonangebend werden. In Stolp rückten sie in der einst sehr strengen Rangordnung der Zünfte in die ersten beiden Stellen auf, werden der Zunft der Kaufleute gleichgestellt und erhalten sehr viele Vorrechte.

Es ist klar, daß dies in jahrzehntelangen Kämpfen erst möglich wurde. Ja, wenn man die Privilegien in den Archiven in Stettin, Berlin, Stolp einsehrt, erkennt man, daß der Kampf um den sozialen Aufstieg fast zweihundert Jahre gedauert hat. Da in Stolp zeitweilig ein Fünftel der Bevölkerung von der Verarbeitung des Bernsteins gelebt hat, erkennt man die allgemeine Bedeutung dieser Kämpfe; gleiche Erscheinungen zeigen sich auch in den andern Städten.

Stolp führte seinen verarbeiteten Bernstein nach Livorno aus, wo die Zunft eine eigene Niederlage besaß; auch Aleppo, Turin, selbst Smyrna, Mailand, Konstantinopel, Warschau wurden mit dem Stolper Bernstein bedacht; regelmäßig war die

Stolper Zunft auf den Messen, besonders Leipzig, vertreten. Die Ausfuhr über Stolpmünde betrug im Jahre 1796/97 26 500 Taler (für fast 7000 Pfund Bernstein) und damit mehr als ein Viertel des Wertes der Gesamtzufuhr. Genaueres hat Dr. Schuppins 1928 in den Baltischen Studien veröffentlicht.

Da die Bernsteinendreherzünfte nicht recht verstanden, ihren Monopolcharakter auszunutzen und da die Beschaffung des Rohmaterials oft Schwierigkeiten bereitete, wozu noch für Stolp Streitigkeiten mit Danzig und Königsberg hinzutraten, kamen die Zünfte bald ins Hintertreffen. Mit der aufkommenden Gewerbefreiheit, der Lohnarbeit des Großkapitals, den ersten Fabriken, verlieren diese Zünfte, die im 16. bis 17. Jahrhundert ihre Blütezeit erlebten, ihre letzte Bedeutung. Anfang des 18. Jahrhunderts sind die meisten, darunter Elbing, Köslin, Kolberg, verschwunden. Die Stolper Zunft wurde zwar erst 1883/85 aufgelöst, aber sie führte nur noch ein Scheindasein. Mit ihr erlosch ein urdeutsches Gewerbe, dessen einstige große Bedeutung nur noch wenigen bekannt ist. Das Erbe der alten Paternostermaker haben einige Privatgroßbetriebe, im übrigen der preussische Staat angetreten. Von erheblicher Bedeutung ist heute nur noch der auf dem Wege des Bergbaus (Tagebau) gewonnene Bernstein.

Für die altpreussischen Gebiete ist noch das Bernsteinregal zu erwähnen, dessen eigentliche Entstehung nicht bekannt ist. Anscheinend schon zu den frühesten Zeiten kein freies Aneignungsrecht an der samländischen Rüste bestanden. (So auch Tesdorpf: Gewinnung, Verarbeitung und Handel des Bernsteins in Preußen, Jena 1887.) Der Deutsche Orden hat das Recht auf Gewinnung bereits 1260 etwa in Anspruch genommen. 1264 bekommt es der Bischof von Samland, 1342 das Kloster Oliva. 1312 hat der Orden ein Vorkaufsrecht. Als der Staat die Hand auf die Gewinnung legte, kam man auf eine uns heute eigenartig anmutende Idee. Die zum Einsammeln verpflichteten Bauern wurden teilweise statt in Geld mit — Salz bezahlt. Auch hierin liegt eine Parallele zur Gewinnung des Goldes. Diese salzige Entlohnung wurde erst durch eine Kabinettsorder 1718 beseitigt. Man muß aber an die Seltenheit des Salzes in früheren Zeiten und an die Monopolstellung des Staates denken, um zu verstehen, daß Salz damals mehr Wert verkörperte als heute. —

Von 1264 bis 1811 war der Staat ziemlich ohne Unterbrechung selbst Regalinhaber. Von 1811 wurden dann einige Sameralpächter, dann bis 1867 die Strandbewohner als Pächter zugelassen. Die heutige Methode des Großbetriebes in Ostpreußen ist so bekannt, daß sie hier nicht geschildert zu werden braucht.

Geschichtliches und Sagenhaftes vom Ursprung des pommerischen Adels.

Eine Betrachtung von Hermann Bintl.

„Wie oft in alten Geschlechtern ein altes Erinnern erwacht!
Da denkt der Enkel wohl Pläne, die einst der Ahnherr gedacht,
Da trägt der Enkel die Züge des Ahnen und spricht wie er,
Fremd klingt in unsre Tage der Klang von einstens her,
Da steht ein Landsknechtführer in unserer Mitte da,
Wie stolzer und berber ihn niemals sein Fähnlein reiten sah. —
Er steht wie ein Gedanke, den einst der Stamm gedacht,
Und den ein seltsam Erinnern wieder ans Licht gebracht.“

Im Lande rings verstreut sitzen die alten Adelsgeschlechter, um deren Stamm sich mancherlei Sagen geschlungen haben, über deren Ursprung seltsame Geschichten existieren, die mit der Landeschronik meistens in Verbindung stehen.

Die auf Rügen angelegene Familie der Edeln von **Barneckow** führt in ihrem Wappen einen roten Widder, sie sollen ihn zum Andenken für ihre im Jahre 1612 bewiesene Tapferkeit in einer Schlacht mit Schweden bei Warberg erhalten haben, wo ein Barneckow dem Könige von Dänemark das Leben erhielt. Allein das Wappen ist wohl älter.

Die Familie der pommerischen Edeln von **Borde** führt als Wappenzeichen zwei Wölfe mit goldenen Kronen. Dieses soll daher kommen, weil diese, die nach einem plattdeutschen Sprichwort so alt sind als der Teufel (det is so old, as de Borden und de Düwel), in der ältesten Zeit mit ihren Besitzungen gleich wie gekrönte Fürsten herrschten, auch keinem Fürstenhause untertan, sondern wie die freien Wölfe zu leben gewohnt waren.

Die Familie von **Dewitz** führt drei Becher in ihrem Wappen. Die Leute sagen, es sei einmal ein Herr von Dewitz gewesen, der habe in der Betrunktheit einen Herrn von Arnim aus dem Fenster des Schlosses zu Daber in den Schloßgraben geworfen. Wegen seiner Trunkenheit hat man ihm zwar das Leben gelassen, allein seine Familie mußte von jener Zeit an dieses Wappen führen.

Das alte Geschlecht der Grafen und Frei-

herren von **Fleming** stammt von der römischen Adelsfamilie der **Flaminier** her, welche zur Zeit, als Rom die Insel Britannien unterjochte, dorthin kamen und sich in England, Schottland und Irland niederließen. Von dem schottischen Zweige stammen die pommerischen Fleminge ab, denn vor ungefähr 1100 Jahren hat sich beim Ausbruch von Unruhen in Schottland ein Fleming von da nach Pommern auf einem wohl ausgerüsteten Schiffe begeben und sich dort das Schloß **Bake** gebaut, und von da sind sie dann nach der Mark, Sachsen, Thüringen, Preußen, Schweden, Finnland, Livland, Norwegen und Holftein gekommen.

Die pommerische Adelsfamilie von **Lepe** führt auf ihrem Wappenschilde einen roten Balken und über denselben erhebt sich ein schönes Frauenbild, das hoch auf dem Haupte neun strahlende Vögel trägt. Der Balken ist immer in ihrem Wappen gewesen, die Jungfrau aber nicht und ist erst dann in dasselbe aufgenommen worden, als, nachdem einst neun Lepels in einer Schlacht gefallen und so eigentlich ihre Familie ausgestorben war, die Schwester derselben, welche bereits den Schleier genommen hatte, auf Bitten des Landesherrn vom Papste ihres Gelübdes entbunden wurde, sich verheiratete, und dadurch, daß ihr Bräutigam ihren Namen annahm, den alten Stamm wieder zu neuer Blüte brachte.

Das Geschlecht derer von **Manteuffel** blühte vor Zeiten besonders in Pommern. Sie waren hier sehr angesehen und mächtig und führten anfangs den Namen von **Queren**. Weil sie aber gar so boshaft, räuberisch und mörderisch gewesen, het man auf gut Pommerisch von ihnen gesagt: „id sind man Düwel“, welches soviel heißen soll als: das sind ja nur Teufel und keine Menschen. Davon ist es gekommen, daß man sie **Manteuffel** nannte, welchen Namen sie nachher selbst annahmen und der sich dann auf ihr ganzes Geschlecht ausbreitete.

Zu der Zeit, als die Insel **Rügen** noch ihren eigenen Fürsten hatte, lebte ein jüngerer Prinz des fürstlichen Hauses, der von seinem Vater, dem regierenden Herrn, den südöstlichen Teil der Insel, die Kirchspiele **Wilmnis** und **Vanken**, zum Besitztum erhielt. Als derselbe in seine neue Besitzung einzog, bereiste er dieselbe zuerst, um eine passende Stelle zu finden, an der er seine Burg erbauen könnte. Lange suchte er eine solche vergeblich. Zuletzt kam er an den mit Buschwerk bedeckten Berg,

der die **Busternitz** heißt. Allda gefiel es ihm so gut, daß er plötzlich ausrief: „Po de Buss“, d. h. hinter dem Busch, anzeigend, daß an dieser Stelle die neue Burg gebaut werden solle. So wurde denn an demselben Orte die neue Fürstenwohnung erbaut, die von jenem Ausrufe den Namen erhielt und auch bald ihrem Besitzer und seinen Nachkommen den Namen **Putbus** gab, den Schloß und Familie noch jetzt führen.

Das alte pommerische Adelsgeschlecht von **Ushedom** führt seinen Namen von der kleinen Insel **Ushedom**. Diese verdankt aber ihren Namen folgender Ursache: Einst lebte auf der Insel **Wollin** ein Fürst, der auch diese benachbarte Insel, die aber damals noch keinen Namen hatte, unter seine Botmäßigkeit bringen wollte. Allein die Bewohner derselben wehrten sich so tapfer, daß es ihm nicht gelang. Nun bot er ihnen den Frieden unter billigen Bedingungen an, allein den wollten sie auch nicht annehmen, und so rief er denn unwillig aus: „O wie dumml“, und davon hießen die Inselbewohner anfangs **Oso-dummer** und dann **Ushedomer**. Nach einer anderen Sage wären sie aber dadurch zu diesem Namen gekommen, daß, als sie einst zusammengekommen waren, um ihrer Insel einen Namen beizulegen, und ausgemacht hatten, sie solle nach dem ersten Worte, das einer von ihnen spräche, benannt werden, keinem ein gutes Wort einfiel, und dann, da sie alle stumm blieben und keiner ein Wort sprach, ein alter Mann ausrief: „O so dumml“

Das **Bismarck'sche** Wappenschild zeigt ein Kleeblatt im blauen Felde, von Nesseln umgeben. Diese Verbindung soll daher rühren, daß einst ein **Wendensfürst** um ein Fräulein von **Bismarck** gefreit habe, die bereits an ihren Vetter versprochen gewesen war. Er erhielt einen Korb von derselben, und voll Ingrimm schwur er, ihr Kleeblatt zu brechen, es werde ihn nicht wie eine Nessel bei der Berührung brennen. Es gelang ihm auch, in Abwesenheit ihres Vaters in ihre Burg zu dringen und sie gefangen zu nehmen. Als er sie aber in die Arme schloß und ausrief: „Guer Kleeblatt tut mir nicht wehl“, da stieß sie den bereitgehaltenen Dolch ihm mit den Worten ins Herz: „So habt Ihr die Brennnesseln!“, und seit dieser Zeit führen die **Bismarck's** dieses Zeichen in ihrem Wappen.

Die Herren von **Brandenstein** führen in ihrem Wappen einen Wolf und eine Gans; was das

Volksagen und Erzählungen aus dem Kreise Bütow.

Von Professor Otto Knoop.

(Schluß.)

113. Dat draug ut: so väl Fleisch as Brot.

In **Wusseden** hat man die Redensart: **Dat draug (haug) ut: so väl Fleisch as Brot**. Ueber ihre Entstehung erzählt man folgende Geschichte: Ein reisender Handwerksbursche kehrt in einem Gasthause auf dem Lande ein. Nachdem er sich seines Ranzels entledigt, holt er daraus ein großes zusammengewickeltes Papier hervor. Der freundlichen Wirtin, die ihm neugierig zuschaut, offenbart er, daß er darin ein Stück Fleisch aufbewahrt habe, zeigt ihr auch die Sperlingskeule und bittet um einige Hapen Brot dazu. Die Frau denkt: „dazu braucht er doch nur wenig“, legt ihm aber in zuvorkommender Weise fast einen ganzen Laib Brot auf den Tisch. Nun beginnt die Mahlzeit. Der Wanderer schneidet ein Stück nach dem andern ab und verzehrt es mit gutem Appetit, bei jedem Hapen an der Keule leckend. Bei dem letzten Hapen endlich führt er sich die ganze Keule zu Gemüte und ruft dann, sich den Mund wischend: **„Dat draug ut: so väl Fleisch as Brot.“**

Monatsblätter Jahrg. 1890 S. 198. Dagegen

sagt man in **Lanzig**, Kreis **Schlawa**: **Dat draug ut as Beschüte sin Kes' u Brot: taure letzte Happ herr hei nisch.**

114. Sei kist as de Hund nah Jakob'.

So sagt man in **Wusseden**, wenn jemand sehnsüchtig nach etwas ausschaut. Die Zeit von **Johannis** bis **Jakobi** (24. Juni bis 25. Juli) ist eine hungrige Zeit auf dem Lande, denn die alten Vorräte an Korn und Kartoffeln sind aufgebraucht, und nicht nur die Menschen, sondern auch die Haustiere, und unter ihnen besonders die Hunde, kriegen schmal zu heißen, daher alles sich nach **Jakobi** sehnt, wo es wieder vom „**Neuen**“ gibt. So ist das Sprichwort entstanden. In **Wusseden** erzählt man aber: Vor vielen Jahren hatte hier einmal ein Wirt, namens **Schulz**, schon vor **Jakobi** Roggen gemäht. Die Stiegen standen in nächster Nähe des Dorfes und wurden von den Sperlingen hart mitgenommen. Zu ihrer Vertreibung band **Schulz** seinen Hund an eine der Stiegen, ohne ihn jedoch nach bestimmter Frist zu befreien. Dem Hunde fing der Magen endlich an schief zu hängen, und er erhob ein klägliches Geheul, das einem langgezogenen „**Jakoob**“ ähnelte. Die Leute hörten das und meinten: „**De Hund seggt: Is dat noch nich ball Jakoob?**“ Daraus entstand dann später die Redensart: **„Sei kist as de Hund nah Jakob'.“**

115. Hadst du mi, so ät ik di.

Bei dem Schulzengutsbesitzer in **Strussow** diente vor einer Reihe von Jahren ein Knecht, der keine Erbsen essen mochte. Wenn sie auf den Tisch kamen, steckte er den Vössel verkehrt in die Schüssel und sagte dabei: **„Hadst du mi, so ät ik di; hadst du mi nich, so ät ik di nich!“** Später verheiratete der Knecht sich in demselben Dorfe. Bald lehrte der Mangel bei ihm ein, und nun suchte er seinen früheren Brotherrn auf und bat ihn flehentlich, ihm einen Scheffel Erbsen abzulassen. Der Besitzer aber sprach zu ihm: **„Als du bei mir dienstest, waren dir meine Erbsen nicht gut genug; darum habe ich auch jetzt keine für dich übrig.“** Und er gab dem Bittenden keine.

Bergl. Lemme, Die Volksagen von Pommern und Rügen S. 317 f.

Deutsche Heimatbücher.

Unser **Pommernland**, Monatschrift für das Kulturleben der Heimat. Sonderheft 6/7, „**Land Bildenbruch**“. Verlag von Fischer und Schmidt, Stettin. Preis 2.— RM.

Unter den Autoren dieses Doppelheftes finden wir die Namen **Dr. Holsten**, **C. F. Kuhlhoff**, **M. Reepel**, **E. Gützow**; sie bürgen, wie der Verlag selbst, für den gediegenen Inhalt. Eine allgemeine

für eine Bedeutung hat, darüber gibt uns ein alter Stein Aufschluß. Die Inschrift lautet:

„Andre Wappen, ein Löwe oder Bär,
Ein Greif und dergleichen mehr
Zu sein pflegt; die von Brandenstein
Den Wolf haben, so die Gans rein
Davon trägt und sich erfreut.
Wohl dem, der erlangt die Beut'
Durch Mannheit, solche Speis' gebührt
Dem Ritter, der seine Tugend ziert.“

Die Herren von Düring führen in ihrem Wappen drei Widderköpfe: dies soll eine Erinnerung daran sein, daß einst ihr Urahn, ein Herr Düring von Loßthede, der sich in vielen Fehden ausgezeichnet hatte, mit seinen Söhnen so manche feindliche Feste mit Hilfe des mit einem Widderkopfe versehenen Sturmbocks erobert hat.

Die Herren von Gröben führen eine rote Greifenklaue und eine silberne Lanze im silbernen Schilde. Diese Familie hatte nämlich den Namen der Greifen, aus dem dann Gröben wurde; weil sie aber stets tapfer für den katholischen Glauben gekämpft haben, hat man ihnen auch noch einen Kardinalshut mit goldenen Quasten dazu gegeben.

Im Wappen derer von Königsmark sind drei rote Spitzen im silbernen Schilde, darüber

erhebt sich ein schönes Frauenbild mit einer Krone, drei Rosen in der Hand haltend. — Eine Königin Maria von Ungarn soll einst von ihren Feinden überfallen und gefangen gesetzt worden sein, da hat sich ihrer Not ein Ritter, namens Radecke von Königsmark, erdarnt und hat sie freigemacht. Als sie ihn nun für seine kühne Tat sich eine Gnade von ihr ausbitten ließ, da ist er vor ihr auf die Knie gesunken und hat sich von ihr drei Rosen aus einem Blumenstrauß, den sie in der Hand trug, zum Andenken ausgeben. Diese hat sie ihm auch gern gegeben und erlaubt, sie dreimal auf den Mund zu küssen. Zur ewigen Erinnerung trugen seine Nachkommen das Bild jener Maria auf ihrem Wappenschilde.

Die Herren von der Marwitz führen in ihrem Wappen einen Baum mit der Devise „rovirescit“ (grünt wieder) am Schildrande und als Helmzierde das Brustbild einer Jungfrau. Dies bezieht sich darauf, daß einst, als das ganze Geschlecht der Marwitz bis auf eine Jungfrau ausgestorben war, diese sich mit der Bitte an den Kaiser wendete, er möge erlauben, daß ihr Verlobter ihren Namen und ihr Wappen annehme, was ihr dieser auch gewährte, nur mußte er sich statt „von Marwitz“ „von der Marwitz“ nennen.

Die ehemalige Rösliner Stadttrommel.

Die ehemalige Rösliner Stadttrommel, den heutigen Trommeln durchaus unähnlich, etwa 50 Zentimeter hoch und den Trommeln gleichend, die wir von Bildern aus der Zeit der Befreiungskriege 1813 bis 1815 her kennen, war sozusagen eine Respektsperson, die sich oder vielmehr dem mit dem öffentlichen Ausrufen betrauten, uniformierten städtischen Beamten (Polizisten oder Polizeidiener) gebieterisch Gehör zu verschaffen wußte. Wie ein 85jähriger Rösliner Bürger dem Schreiber dieser Zeilen erzählt hat, wurde nicht einfach darauf losgetrommelt, sondern es war immer ein ganz bestimmter Rhythmus, dem man als Leitmotiv die Worte „Achtung! Aufgepaßt!“ hätte „unterlegen“ können. Es bestand übrigens eine Arbeitsteilung zwischen dem ausrufenden Beamten und dem ihn begleitenden Trommler. Die an einem Lederriemchen um eine Schulter gehängte, bis unter die Knie herabreichende Trommel wurde, wenn nicht unter den ehemaligen „Stadtpolizisten“ ein ausgebildeter Trommler war, von einer beim Militär als Tambour ausgebildeten Zivilperson geschlagen, die dann bei dem Ausrufen an den Straßen- und Marktplätzen dem Beamten unmittelbar gegenüberstand. Wenn diese Trom-

mel ertönte, steckten die Bürger ihren Kopf zum Fenster hinaus oder traten vor die Haustür oder gingen auch näher an den Ausrufer heran, um die oft inhaltschweren Worte besser verstehen zu können. Näherete sich dem Ausrufer ein Fuhrwerk, so gebot der Trommler mit aufgehobenem Trommelstock dem Wagenlenker, zu halten, was so lange geschahen mußte, bis das Ausrufungsgeheiß an dieser Stelle durch ein kurzes Trommelzeichen beendet war.

In erster Reihe wurden amtliche Bekanntmachungen öffentlich ausgerufen. Stöbert man in alten Stadtbüchern umher, so findet man nicht selten das „Decret“: „Publicandum durch Anschlag am Rathaus und an den Stadttoren, sowie unter Trommelschlag“ oder die dienstliche Anzeige: „Vorstehendes Publicandum ist beim Trommelschlag zur Kenntnis des Publicums gebracht.“ Zwar hatte Cöslin seit dem 2. April 1825 *) eine Ortszeitung, nämlich das „Allgemeine Pommersche Volksblatt“ (Druck und Verlag von C. G. Hendel), aber diese Zeitung (zunächst in Kleinquartformat) erschien bis zum Jahre

*) Cöslin hatte im Jahre 1825 rund 6000 Einwohner.

1835 einschließlich wöchentlich nur einmal, und zwar an jedem Sonnabend, vom Jahre 1836 ab wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonnabend), später als „Cösliner Zeitung“ an jedem Werktag.

Die folgende kleine Auslese öffentlicher Ausrufungen, „Säuberung der Bürgersteige von Schnee und Eis, Bestreuen der Bürgersteige mit Sand oder Asche bei Glatteis“ oder „Ein fettes Schwein geschlachtet“, „Ein Portemonnaie gefunden oder verloren“, „Ein Kanarienvogel entflohen“, „Seute abend Gartenkonzert mit Illumination und Brillantfeuerwerk“ oder die Abgabe einer solchen Veranstaltung wegen ungünstigen Wetters, „Eiskoncert am Gewölbe“ und dergleichen mehr läßt die Zweckmäßigkeit, ja sogar Notwendigkeit des öffentlichen Ausrufens für die damalige Zeit klar erkennen. Dazu kam, daß das Zeitunglesen auch in unserer Stadt noch in den vierziger und fünfziger Jahren kein allgemein verbreiteter Kulturfortschritt war. Als aber anfangs der sechziger Jahre sich das regelmäßige Zeitunglesen in unserer Stadt ziemlich allgemein eingebürgert hatte und zu einer lieben Gewohnheit sowie zu einer Quelle des Wissens und der Unterhaltung geworden war, beschloß der Magistrat, in Zukunft weder amtliche Bekanntmachungen noch Privates bezw. Geschäftliches öffentlich ausrufen zu lassen.

Die alte Stadttrommel war verstummt. Nur einmal noch — nach fast einem Jahrzehnt — wurde sie, die einst Generationen Wichtiges und Unwichtiges, Erfreuliches, Betrübenendes und Erschreckendes hatte verkünden helfen, aus ihrem Schläfe geweckt, und zwar in der Frühe des 8. August 1870, als der Nagelschmiedemeister Hochsprung und der Supernumerar Müller „es versuchten, Generalmarsch auf ihr zu schlagen“. „Die Töne, die auf dieser ungespannten Trommel und dazu von ungeübten Trommlern hervorgebracht wurden, waren wirklich in der Art, daß sie jeden Einwohner Cöslins in Angst und Schrecken setzen konnten“ heißt es in der Klappsteinschen Denkschrift über den bekannten Auszug der Rösliner Schützengilde. —

Ja, die altehrwürdige Rösliner Stadttrommel hätte noch vieles aus ihrem Leben erzählen können, Heiteres und Ernstes. In unruhigen Zeiten durfte sie sich nur unter verstärktem polizeilichen Schutz oder in militärischer Begleitung auf die Straße wagen oder mußte ihre amtliche Tätigkeit einer Militär-Trommel überlassen. So wurde, wie das „Allgemeine Pommersche Volksblatt“ in einer Localnotiz vom 20. April 1847 berichtet, „unter Trommelschlag in Begleitung von vier Landwehrmännern gegen Abend verordnet, daß nach 8 Uhr abends sich niemand auf der Straße aufhalten noch in Gruppen stehen bleiben sollte“. Es war die Zeit des Rösliner „Kartoffelkrieges“, wo die tobende Volksmenge sogar vor Plünderungen von Geschäf-

Einführung gibt Reepel; Holsten beschäftigt sich mit sprachlichen Eigentümlichkeiten der Landschaft, Kuhlhoff mit der Erdgeschichte, A. Breittspacher und C. Paul mit der Kultur und Volkskunde, Hackbarth und Roemer mit der Pflanzenwelt. Zum Wildenbrucher Bande gehörte früher auch die kleine Residenz des „tollen Markgrafen“ Schwedt a. O., mit ihrem stattlichen Schloß in edlem Renaissancestil. Mit ihren baulichen und gärtnerischen Schönheiten sowie dem extravaganteren Treiben des tollen Markgrafen, eines Enkels des Großen Kurfürsten und Schwagers des alten Fritz machen uns verschiedene gut behandelte Aufsätze bekannt. — Auch auf den reichen Inhalt des Einzelhefts (Preis 1.— RM.) mag hier nochmals hingewiesen werden. Es brachte u. a. den pommerschen Kunstschauank von Chr. Steinbrücker, Schiller und Pommern von C. Gillingow, auf den Spuren des Wibers in Pommern von L. Carmesin, über die Tierwelt der Stargarder Gegend von H. Jäger, die Kriegsjahre 1618—1631 und ihre Auswirkungen auf Greifswald von R. Bues.

Friedrich Rausch, Anschauliche Kulturgeschichte. 1. Heft: Die Altsteinzeit. 56 Abbildungen. 104 S. 1927. 2,35 RM. — 2. Heft: Die Jungsteinzeit. 62 Abbildungen. 121 S. 1928. 3 RM. — 3. Heft: Pfahlbauerzeit, Bronzezeit, Eisenzeit. 122 Abbildungen. 106 S. 1928. 4,50 RM. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne.

Die Aufgabe unserer kulturgeschichtlichen Museen besteht nicht bloß darin, daß sie vom Werden und Vergehen erzählen, sondern sie sollen für das Schaffen der Gegenwart anregen, Kräfte entfesseln für das Wirken in der heutigen Zeit und für kommende Tage. Vielleicht sind in ganz besonderem Maße unsere vorgeschichtlichen Sammlungen dazu berufen, „aus der Erinnerung an die Vorzeit die Tat der Zukunft erwachsen“ zu lassen, wie es die Inschrift einer Bornholmer Bauernfahne, auf der ein Hünengrab jener Insel dargestellt ist, fordert. Diesen Gedanken hat man in Dänemark schon längst verwirklicht. Schon manches Jahr leistet dort die Vorgeschichte wichtige Dienste für die nationale Erziehung, insbesondere auch in den Volkshochschulen. In Deutschland stecken wir in dieser Beziehung noch in den Anfängen. Nun ist es auch wirklich oft schwer, dem Besucher eines Museums die ausgestellten Gegenstände nahezubringen. Das liegt zum Teil an dem Zustand, in dem sich die Reste der Vorzeit befinden. Was soll der Nichtfachmann mit verrosteten Bruchstücken von Waffen und mit Topfscherben anfangen! Daraus kann er kein Bild von dem Leben und Treiben seiner Vorfahren und von ihrer Eigenart gewinnen. Da müssen ergänzend neben die Fundstücke Modelle treten, die zeigen, wie die Gegenstände waren, vielleicht auch, wie sie ge-

braucht und wie sie hergestellt wurden. Solche Gebilde stellt der Lehrmittelverlag Fr. Rausch in Nordhausen a. Harz her. In dem oben genannten Werk nun beschreibt der Verfasser an der Hand von Abbildungen genau und anschaulich diese Gebilde. Selbstverständlich handelt es sich bei diesen nicht um Erzeugnisse der Phantasie, sondern um Nachformungen von vorgeschichtlichen Funden oder um wissenschaftlich einwandfreie Rekonstruktionen. Weil die Vorgeschichte als junge Wissenschaft vielfach noch nicht auf festem Boden steht, so ist es nicht zu verwundern, daß auch R. gelegentlich Theorien folgt, die nicht allgemein Zustimmung finden. Doch da er überall seine Quellen angibt, kann man das nicht als einen großen Schaden ansehen. Auf den überaus reichen Inhalt im einzelnen einzugehen, ginge über den Rahmen dieser Besprechung hinaus. Die Hefte umfassen die im Titel genannten Zeiten und berichten von Körpergestalt, Nahrung, Kleidung, Schmuck, Körperpflege, Wohnung, Herstellung der Geräte, Gewerbe, Handel, Verkehr, Völkerwanderungen, Totenbestattung, Kunst und Glauben der vorgeschichtlichen Menschen. Ja, es ist wirklich eine „anschauliche Kulturgeschichte“, denn sie zaubert ein lebendiges Bild des Altertums hervor. Museumsbeamte und Lehrer werden in gleicher Weise aus den billigen Heften für ihre Aufgaben Nutzen ziehen. S. S.

fen, Beschädigungen von Häusern und sonstigen Gewalttaten nicht zurückgehen. —

Leider ist die Kösliner Stadttrommel uns nicht erhalten geblieben; nicht einmal ihr Verbleib hat sich feststellen lassen. Wahrscheinlich ist sie als Altmaterial verkauft worden. Sehr bedauerlich. Sie hätte bestimmt in unserm Heimatmuseum einen ihrer ehemaligen Bedeutung entsprechenden, würdigen Platz erhalten und würde als hörbares Schaustück aus Köslins Vergangenheit auch ihrerseits zu einem regen Besuche des Heimatmuseums beitragen.

Erhalten geblieben — sicher noch für eine ferne, ferne Zukunft — ist nur das Wort „austrommeln“, gleichbedeutend mit „etwas unter die Leute bringen“ oder „etwas an die große Glocke bringen“, die hier in Köslin zu Ausruhmungszwecken allerdings weder als Vorgängerin noch als Zeitgenossin der Stadttrommel zur Anwendung gekommen ist, wohl aber in gewisser Beziehung ihre Nachfolgerin geworden ist, wenn in den Häusern das Wasser aus der städtischen Wasserleitung abgestellt werden soll. S. Schiffer.

Schwänke und Schnurren aus Hinterpommern.

Von U. G a b b e, Reinwasser.

(Fortsetzung.)

33. Die strenge Grüge.

In dem Dorfe Wollin war Hochzeit. Zum Hochzeitsmahl gab es u. a. auch Kinderbraten. Auf der Tafel standen mehrere mit Meerrettich gefüllte Teller. Dies war etwas Ungewöhnliches und dem alten Bauer Buske Unbekanntes. Als er sah, wie die andern sich nur wenig davon auf ihre Teller legten, fragte er verwundert: „Wat is dat?“

„Na schmeck mal!“

„Schmeck dat gaut?“

„Jo, probier mal!“

Er glaubte nun, es sei ein ihm bekanntes Gericht, das er aber anders zu essen gewohnt war, und so schob er sich einen gehörigen Löffel davon in den Mund und schluckte es hinunter. Die andern grinten, während ihm der Mund offen stehen blieb. Endlich verleierte (beloberte) er sich etwas, holte tief Atem und sagte: „Dunnerlichting, is jug' Gritt awer string.“

34. De grettst Fluch.

Wandte Gustav war e verholgen Strid o bi de Undäg' gewennlich de Anführer vunne Junges. Hei ging noch ma inne Exame. Kann aber fluche asse grot Keerl. De Prediger hedd doarvun heert o wull em mal in't Gebet nähme.

Eine Dag weere de Junges wedder top, o Gustav hedd e Ulenest utnahme. Wil aber jeder ein Ul hebbe wull, hedde sei de junge Dinger doarbi dotdrickt. Gustav hedd bloß ein tedde Kint, dei hei sich under de Jack kneepd. Dinn Ummt de Prediger an, geht up Gustave tau o seggt: „Sär mal, die Leute sagen, du sollst so sehr fluchen.“

Gustav seggt: „Nein, Herr Prediger, ich fluch gar nich, bloß so 'n kleines bißchen.“

„Na, wie denn?“

„Dich soll ein Mäuslein beißen!“

„Du fluchst aber noch mehr.“

„Dich sollen zwei Mäuslein beißen!“

„Wie sagst du aber, wenn du am stärksten fluchst?“

„Dich sollen drei Mäuslein beißen!“

„Nein, nein, noch stärker.“

„Nein, Herr Prediger, doller kann ich nicht.“ seggt Gustav o schleet sich vor Bekräftigung mitte Fußt vör de Brust. Doar heert hei wat quaten, o lut ceppt hei: „Himmeldunnerwetter, nu is min leht Ul zum Deiwel!“

35. Schuh-Krah.

Ein kleiner Junge aus Jarnitow sollte einmal aus Marienslieb für 10 Pfennige große und für 10 Pfennige kleine Rosinen holen. Um den Auftrag nicht zu vergessen, murmelte er, während er wader nach Marienslieb stampfte, immer vor sich hin: „Vör'n Groschen grote Rosinen, vör'n Groschen kleine Rosinen.“

Eine Zeitlang ging dies so fort. Da erregten plöglich Krähen seine Aufmerksamkeit, und er ruhte nicht eher, als bis er sie mit lautem „Schuh, Krah! Schuh, Krah!“ vertrieben hatte. Aber nun hieß es wieder an die Beforgung zu denken. Um die verlorene Zeit einzuholen, setzt er sich in einen kleinen Krab; sein Spruch aber war durch die Krähen in Unordnung gekommen, denn jetzt kante es aus seinem Munde: „Vör'n Groschen grot Schuh-Krah, vör'n Groschen keen Schuh-Krah.“

Und mit diesen Worten stürzte er auch hinein in den Kaufmannsladen und forderte seine Ware. Der Kaufmann bog sich vor Lachen, als der Junge immer wieder großen und kleinen Schuh-Krahver-

langte. Schließlich traten dem Kleinen die Tränen in die Augen, als er hörte, daß er das nicht bekommen könne; aber da ihm die Rosinen nicht wieder einfallen wollten, mußte er zuletzt doch unverrichteter Sache heimkehren.

Schwänke und Schnurren aus Hinterpommern.

36. Wer hett de Schade?

Awer Nacht hett dat stork ript o is am Morge sehr kull, aber Rasißke Paul geht noch ahn Schauh o Strimp hute rum. „Jung“, seggt Nader Janz tau em, „wat gehst du bi sone Kull' barst? Du frißt di jo taunicht, din' Feit sind all ganz brun.“

„Dat is unse Mutter gaut“, seggt dei Schlingel; „lat mi ma dichtig freire! Worun knitt sei mi kein Strimp!“ (Fortsetzung folgt.)

Pommerischer Hiffklopf, Deine Schule!

Heimatgeschichtliches Festspiel

in drei Aufzügen mit Gesang und Tanz aus den Jahren 1807 und 1830.

Von Marie Luise Bary, Köslin.

(Fortsetzung.)

Landchaftsrat: Brav, lieber Schulzel Das will richtig überlegt sein! Hör' Er, Rundschafter! (Jahn tritt zu den Gerichtsherrn, sie sprechen leise miteinander.) Während der letzten Worte hat man erst leise, dann lauter die Singweise vernommen: Der Gott, der Eisen wachsen ließ . . . Jetzt kommen die vier vorhin genannten Burschen mit ihren Mädchen paarweise, die Spaten geschultert, auf den Platz gezogen, Ludwig Fiß mit seiner Lowisa Mews voran, singend:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
der wollte keine Knechte,
drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
dem Mann in seine Rechte;
drum gab er ihm den kühnen Mut,
den Jörn der freien Rede,
daß er bestände bis aufs Blut,
bis in den Tod die Fehde . . .

(Sie sind mit einer Schwenkung so vor dem Rittmeister aufmarschiert, daß die vier Burschen in einer Reihe vor ihm stehen, hinter ihnen ihre Mädchen. Ludwig Fiß tritt vor, im Meldebeton.)

Ludwig: Herr Rittmeister, die Kanonen sind 'raus, läßt mein alter Vater melden! Wohlerhalten! Wir haben sie auf Schläpen hier bichtan vor die Schmiede geschleppt. Weil die Radachsen rostig sind, können die Kanonen noch nicht bis Köslin rollen. Herr Rittmeister möcht' bestimmen, was geschehen soll!

Hermann Bassahn: Und ich melb' für alle Burschen: Un're Väter und der Schult lassen uns mitziehen mit dem Herrn Rittmeister! Als Reiter in Schills Freischar!

Rittmeister: Davon gleich nachher, ihr Burschen! Erst zu den Kanonen! (Im raschen Abgehen ladet er die Gerichtsherrn durch eine Handbewegung ein, ihn zu begleiten. Zu den Burschen): Besprecht euch einstweilen mit euren tapferen Mädchen, die euch hergeben sollen! (Ab. Die Burschen bringen die Spaten sämtlich um die Hausede.)

Lowisa (zu Ludwig, der mit ihr links auf dem Platze steht): Dien oll gebrechlich Wadder und

dien schwache Mudder können doch nich' alle in blewen, Ludwig! Wat denkst du bloß?

Ludwig: Oll-Wadder Daniel wull erst mit di und dien Mudder reden, dat du in't Hus kommen schallst.

Lowisa: Dat verköwt mien Mudder nich' eher, als bis de Preister uns tosammen gewen heddl (Er legt den Arm um die Schultern seiner Braut sie reden weiter leise miteinander.)

Christina (hält sich dicht an Hermann Bassahns Arm, der ihre andere Hand gefaßt hat. Die beiden andern Paare flüstern im Hintergrunde aufgeregt miteinander): Hermann, jest glicke willt ji mitrieden? Dau bist immer so'n Baghalfigen! Dau kümmt mi nich' wedder. Die Franzosen scheiten di dot! (Weint.)

Hermann: Mäken! Eben singt noch forsch dat Soldatenlied, un nu willst hüle? (Mit gemachter Lustigkeit.) Wir kriegen ja jar nich so viel mit de Franzosen zu dhun. Wir reiten ja die große Danziger Landstraf' 'rauf, brechen die Brücken ab un hindern den Feind am Vorwärtskommen. Zur großen Schlacht ist un're Schar doch zu klein. Immer hoch den Kopf, Stinal! Du kriegst mich schon wieder! (Die beiden andern Paare, Ludwig und Lowisa, Hermann und Christina, treten rechts zur Seite. Denn um die Ecke bringen Zander und sein Weib den Invaliden Alt-Daniel getragen und setzen ihn auf seinen Stuhl. Frihe gibt ihm seinen Handstoß. Die Nachbarsleute bleiben hinter seinem Stuhl stehen. Der Rittmeister, die Herren, Ludwig Jahn, in lebhaftem Gespräch durch die Mitte. Ludwig Jahn, im Hintergrunde, winkt der Dorfbewohnerschaft ab, nicht hinter den Herren her zu drängen.)

Zander (indem er Alt-Daniel niederseht): Bomben un Hagel, Noawer, wat for'n Dag vo' uns! Bauerhusen! Richtige Kanonen un 'n ollen Feigen seine Zeit! Da reden noch un' Grottkinner davon! Zandersche (die das Neggerat beiseite räumt): Un dau redst drei Nächte lang davon, un weckst mi de Lütten immer wedder up.

Rittmeister (tritt auf Daniel zu): Solche Staatskanonen hatte ich nicht erwartet, alter Kamerad! Ihr habt Major Schills Reiterei einen großen Dienst erwiesen, und ich werde nach Rosberg rühmend berichten. Drei meiner Reiter bleiben hier, die Kanonen zu bewachen und mit euren Burschen die Räder erst in Gang zu bringen. Und morgen kommen die Burschen mit den Kanonen mir nach zur Stadt. . . Wie steht's, alter Kamerad, soll euer Ludwig mit dabei sein? (Er winkt dem Paar, näher zu treten.)

Alt-Daniel (richtet sich gerade auf): Mein Aeltester blieb auf See, Herr Rittmeister, mein Tochtermann bei den Soldaten. Aber — ich bin 'n alter Krieger. Will der Ludwig mit zu den Reitern, in Gottes Namen. Erst kommt das Vaterland!

Pastor (vortretend): Aber ihr seid lahm, Vater Daniel, und euer Weib auch alt und schwach. Ihr könnt nicht ohne Pflege bleiben!

Daniel: Lowise, tuft das deinem Ludwig zulieb und kommst an seiner Statt als un' Tochter in't Hus?

Lowise: Ich will's wohl gern tun und Euch pflegen, Wadder Daniel, aber Mudder . . .

Zandersche: Erst, wenn sie diene Schwieger ist, Daniel. Ehr giwot ehr Mudder dat nich' tol!

Rittmeister: Ei, Herr Pastor, da ist ja zu helfen! Sie kopulieren noch unser Brautpaar, ehe Ludwig geht, nicht wahr?

Pastor: Wenn beide Eltern zustimmen, soll es am Segen der Kirche nicht fehlen. Ein waderer Heimatkämpfer braucht dann nicht um sein verlassenes Vaterhaus zu sorgen. Holt euch den Segen der Eltern, Kinder, und kommt morgen in der Frühe zu mir ins Gotteshaus.

Herr von Schmeling: Recht, Herr Pastor! Und seinen bekränzten Brautwagen soll unser Ehrenpaar auch haben! Ich schide ohnehin die Pferde für die Kanonen.

Alle (freudig zustimmend): Hoch, Herr von Schmeling! (Rittmeister schüttelt ihm die Hand. Während Alt-Daniel die Hände des Paares zusammenlegt und Segensworte spricht, verabschiedet sich der Rittmeister mit erhobener Stimme nach und nach von allen, dem Schulzen die Hand schüttelnd.)

(Fortsetzung folgt.)